

insgesamt entsteht in Schneiders Buch aber ein ergreifendes und eindruckliches Bild des Ghettoalltages. Eine deutsche Fassung des Buches mit leider nur wenigen Ergänzungen zur englischsprachigen Neuauflage von 2001 war längst überfällig. Gertrude Schneiders Arbeit ist gerade wegen der Mischung von persönlicher Erinnerung und wissenschaftlicher Forschung ein eindrucksvolles Buch. Es ist ein Standardwerk über das Rigaer Ghetto und gehört nach wie vor zu den bedeutenden Arbeiten über den Holocaust in Lettland.

Björn Michael Felder

Willy Cohn: Kein Recht – nirgends. Breslauer Tagebücher 1933–1945. Eine Auswahl. Herausgegeben von Norbert Conrads. Köln, Wien, Weimar: Böhlau Verlag 2008. 370 S. 22,90 €

In der historiographischen Aufarbeitung der Nazi-Herrschaft und des Holocaust werden in jüngster Zeit sogenannte Ego-Dokumente (Winfried Schulze) immer wichtiger. Das Leben der Hitlerzeit soll nicht mehr in erster Linie durch die Erforschung der Entscheidungshierarchien in Partei und Staat erklärt werden, man versucht vielmehr, die Geschichte „von unten“ zu schreiben. Ego-Dokumente können hier wertvolle Dienste leisten. Briefe, Tagebücher, Selbstzeugnisse aller Art beschreiben individuelle Lebenswelten und geben Aufschluss über die Befindlichkeit des Autors in seinen Verstrickungen.

Die Geschichtsschreibung, die sich auf Ego-Dokumente stützt, muss sich natürlich dem Problem der Subjektivität der Quellen stellen. Es ist allerdings kein Nachteil zu sehen – Ego-Dokumente aus dem Dritten Reich sind nicht weniger aussagekräftig als offizielle Dokumente, Anordnungen und Befehle. Mehr noch: In ihnen spiegelt sich die Perspektive der breiten Bevölkerung, und dieser Sicht kommt für die Stabilität oder Instabilität der Herrschaft höchste Relevanz zu.

Die Ego-Dokumente aus der Nazizeit haben Texte, die mittlerweile fast kanonische Geltung erlangt haben. Das gilt etwa für die Tagebücher von Victor Klemperer. Gerade in der Heilsichtigkeit dieses Autors liegt jedoch

ein gravierender Nachteil: Viel aussagekräftiger für die Geschichtswissenschaft sind naivere Textzeugen, die zwischen Blindheit und Einsicht schwanken und sich trotz aller Hiobsbotschaften immer wieder neuen Illusionen hingeben. Genau hier liegt der Wert des Tagebuchs des jüdischen Historikers Willy Cohn (1888–1941), der die zunehmende Unterdrückung der Juden in Deutschland in den dreißiger Jahren mit höchster Sensibilität registriert, gleichzeitig aber noch nach Ausbruch des Krieges sein „Treueverhältnis zu Deutschland“ bekräftigt (S. 221). In seiner Heimatstadt Breslau unterrichtete Cohn am Gymnasium, er wurde jedoch bereits 1933 „aus politischen Gründen“ von seinem Lehramt entlassen. Nach seiner Zwangspensionierung entfaltete Cohn in verschiedenen jüdischen Institutionen eine intensive Vortrags- und Publikationstätigkeit. Am 21. November 1941 wurde Cohn mit seiner Frau und den beiden jüngeren Töchtern verhaftet und kurz darauf nach Kaunas deportiert, wo die ganze Familie von SS-Truppen erschossen wurde. Die älteren Kinder waren schon vor dem Krieg nach Frankreich, Palästina und Dänemark emigriert und überlebten den Holocaust.

Willy Cohn verfügte über eine prekäre Doppelidentität. Einerseits vertrat er als ehemaliger Soldat im Ersten Weltkrieg eine deutsch-nationale Gesinnung, die ihm Hitlers Kampf für mehr „Lebensraum“ als eine gerechte Sache erscheinen ließ (S. 189). Andererseits war er fest in der jüdischen Gemeinde Breslaus verwurzelt und bezog in den dreißiger Jahren seinen ganzen Lebenssinn aus der Mitarbeit an der *Germania judaica*, einem Handbuch über die Geschichte des deutschen Judentums. Cohns Schwanken zwischen diesen beiden Identitäten spiegelt sich etwa im Eintrag vom 30. Januar 1938: „Heute sind es fünf Jahre her, dass das Dritte Reich gegründet worden ist. Für uns Juden haben diese fünf Jahre zweifellos viel Schweres gebracht, aber ich bin objektiv genug anzuerkennen, was sie für Deutschland und seinen Wiederaufstieg bedeutet haben.“ (S. 148)

Cohns Deutschlandbegeisterung erstreckt sich sogar auf den Führer selbst: Hitlers Rede nach dem Überfall auf Polen findet er „maßvoll und verständig“, sie „könnte eine Brücke

zum Frieden sein, wenn die anderen vernünftig wären“ (S. 227). Noch 1940 kommentiert Cohn eine Hitlerrede, die er an einer Lautsprecherssäule gehört hat, durchaus positiv: „Wenn man ihn so reden hört, hat es doch immer etwas Fortreibendes; seine Gründe sind schwer zu widerlegen.“ (S. 247) Auch die Charakterisierung des Judentums in *Mein Kampf* scheint Cohn „nicht unrichtig“ zu sein (S. 290). Erst am 10. November 1941, knapp drei Wochen vor seinem gewaltsamen Tod, gelangt er zur Einsicht, dass Hitlers Ton „furchtbar und eines Staatsoberhauptes unwürdig“ sei (S. 324). Im Privaten glaubt Cohn ebenfalls fast bis zuletzt an den deutschen Staat. Im Februar 1939 wird seine 14-jährige Tochter von einem HJ-Jungen in den Magen geboxt. Der Vater notiert dazu im Tagebuch: „Sie hat sich dummerweise nicht gleich an einen Schupo gewendet.“ (S. 191) Der Gedanke an die Emigration taucht bereits 1935 in Cohns Tagebuch auf. Allerdings schiebt er entsprechende Pläne vor allem aus gesundheitlichen Gründen vor sich her. Cohns Unentschlossenheit ist repräsentativ für die Lage der assimilierten Juden in Deutschland. Ein jüdischer Witz, den Cohn in seinem Tagebuch zitiert, beschreibt die Situation treffend. Jeder neue Ankömmling in Palästina wird gefragt: „Kommen Sie aus Deutschland oder aus Überzeugung?“ (S. 15) 1937 verbringt Cohn mit seiner Frau sogar einen ganzen Monat in Palästina, um die Möglichkeit einer Niederlassung zu erkunden. Die Alijah zerschlägt sich jedoch, einerseits weil Cohn sich nicht zu einer radikalen Veränderung seiner Lebensumstände entschließen kann, andererseits weil der Kibbuz nicht bereit ist, das Breslauer Ehepaar aufzunehmen. 1939 schlägt Cohn seiner Frau vor, dass sie allein mit den Kindern auswandern soll: „Trudi lehnte das anständigerweise ab, was ich ja verstehe, aber nicht für richtig finde! Ich selbst bin wohl ein erledigter Posten.“ (S. 231)

Willy Cohns Tagebuch legt ein erschütterndes Zeugnis über einen Nervenkrieg ab, der sich über fast zehn Jahre hinzieht. Die ständig wachsende Drangsalierung und Schikanierung der jüdischen Bevölkerung führt bei Cohn zu einem Nervenzusammenbruch mit

Weinkrämpfen (S. 313). Dabei sind es vor allem Kleinigkeiten, die Cohn verzweifeln lassen: die Unmöglichkeit, sich auf einer Parkbank niederzulassen, das Verbot, Gemüse einzukaufen, das Tragen des Judensterns. Cohn verzeichnet zwar minutiös den alltäglichen Antisemitismus in Breslau, registriert aber auch mit großer Dankbarkeit die Unterstützung und Hilfe deutscher Freunde.

Cohns Tagebuch bietet schließlich auch eine tragfähige Basis zur Beantwortung der Frage, was, wann und wieviel die deutsche Öffentlichkeit von Hitlers Verbrechen erfahren konnte. Im Januar 1941 hält Cohn die Vergewaltigung von Geisteskranken fest. Er kommentiert den Vorfall durchaus ambivalent: „Ein wenig bleibt menschlichem Empfinden schwer fassbar, wenn auch die armen Menschen vielleicht erlöst sind.“ (S. 279) Der Massaker an den Juden von Lemberg, Białystok, Czernowitz und Kiev während des Russlandfeldzuges finden allesamt Eingang in Cohns Tagebuch.

Der herausragende Wert von Cohns Tagebuch liegt darin, dass hier Klarsicht und Verblendung eine widersprüchliche Synthese eingegangen sind. In den einzelnen Einträgen spiegeln sich die Rechtfertigungsstrategien und Hoffnungen des Autors, die schon zur Zeit ihrer Niederschrift keine mehr waren.

Ulrich Schmal

*Agnieszka Pufelska: Die „Judäo-Kommune“. Ein Feindbild in Polen. Das polnische Selbstverständnis im Schatten des Antisemitismus 1939–1948. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh Verlag 2007. 284 S. 39,90 €*

Wohl nur wenige Beziehungsgeschichten in Europa dürften so umstritten sein wie das polnisch-jüdische Verhältnis. Im Zentrum der Kontroversen stehen dabei der Zweite Weltkrieg und die unmittelbare Nachkriegszeit. Diese Jahre behandelt Agnieszka Pufelska in ihrer Studie über das Feindbild der „Judäo-Kommune“ in Polen. Die polnische Sprache verfügt dafür über den alltagsprachlichen pejorativen Begriff *żydokomuna*, der sich nur unzureichend ins Deutsche übertragen lässt.